

Theater – Joseph Roths
»Hiob« in Esslingen

Entferntes Glück

VON THOMAS KRAZEISEN

ESSLINGEN. Mendel Singer ist im Roman »Hiob« von Joseph Roth der Prototyp »eines ganz alltäglichen Juden«. Zusammen mit seiner Frau und den gemeinsamen vier Kindern lebt er in der süd-russischen Provinz. Im Dorf Zuchnow ist er Thora-Lehrer – so wie es schon sein Vater und sein Großvater waren. Wie sein alttestamentarisches Alter Ego wird Roths Hiob auf harte Proben gestellt, die den frommen Familienvater mit seinem Schicksal und seinem Gott hadern lassen.

Der fromme Mendel verliert fast alles, was ihm lieb und heilig ist. Zwei seiner Söhne sterben im Krieg, das Weib durch Gram, die Tochter verfällt dem Wahnsinn. Und dann ist da noch der Nachgeborene, Menuchim, die grimassierende Missgeburt. Es ist ein Einblick zum Gotterbarmen, wie sich der Krüppel auf der Bühne des Esslinger Schauspielhauses unbeholfen am Boden windet. Dort hatte jetzt der 1930 erschienene Roman in der Theaterbearbeitung von Koen Tachelet Premiere.

Regie führt Christof Küster. Ihm ist eine eindringliche Inszenierung dieser Romanadaption gelungen. Sie beginnt mit beklemmenden Momenten. Seine Lieben scheint die Pein des Epileptikers nicht weiter zu jucken. Mit wippenden Beinen sitzen die drei Geschwister genervt an der Rampe. Wenig später werfen sie das hilflose Brüderlein über eine Fensteröffnung in der tristen Beton-Hermetik aus hohen, verschiebbaren Wänden (Bühne: Marion Eisele) ins Freie.

Starke, berührende Bilder

Ihre dumpfe Aggressivität ist auch Ausdruck eines fehlgeleiteten Freiheitsdrangs. Die junge Generation zieht es mit Macht aus der Enge ihres Schtetls hinaus in die Welt: Jonas (Benjamin Janssen), der Älteste, will unbedingt zum Militär, Bruder Schemarjah (Christian A. Koch) sucht – mit Hilfe seines amerikanischen Freundes und Geschäftspartners Mac (Ulf Deutscher) – sein Heil im Kapitalismus, die lustgeplagte Schwester Mirjam (Sofie Alice Miller) in erotischen Abenteuern mit Kosaken.

Doch der Freiheitstraum endet in einem Totentanz, der von Küster in starken, berührenden Bildern eingefangen wird. Am Anfang sieht man Mendel und seine Familie noch im Rhythmus der Klezmer-Klänge tänzeln: ein beschwingter Moment chassidischer Liberalität. Die Heiterkeit vergeht freilich dem rigiden Vater (stark in der Starrheit, Anfechtung und Verzweiflung wie in der rührenden Liebe zu seinem jüngsten Sohn: Reinhold Ohngemach) zusehends, der mit den »unjüdischen« Lebensentwürfen seiner Kinder so wenig anfangen kann wie mit seiner ergrauten Frau Deborah (Gesine Hannemann), deren erschlaffende Brust er schon lange nicht mehr begehrt.

Fremd in Amerika

Auch die Emigration zum desertierten und in den USA lebenden zweitältesten Sohn, der sich jetzt Sam nennt, vermag keinen neuen Schwung in Mendels Leben zu bringen. Im Gegenteil, seine Lebenskrise spitzt sich zu, als Sam, der sich zum Kriegsdienst gemeldet hat, fällt und Deborah vor Kummer stirbt. Mendel fühlt sich in Amerika fremd, einsam, heimat- und identitätslos. Am Ende sieht man auf der Württembergischen Landesbühne einen buchstäblich am Boden zerstörten Familienpatriarchen, der mit seinem Gott brechen will und sich selbst bittere Vorwürfe macht, weil er bei seiner Auswanderung seinen behinderten jüngsten zu Hause in Russland gelassen hat.

Doch das Requiem auf einen Untoten hält ein Happy End bereit: Der tot geglaubte Krüppel Menuchim (Marcus Michalski) taucht im Finale wie durch ein Wunder kerngesund und beruflich höchst erfolgreich als Ausnahmemusiker bei seinem Vater in den USA auf. Zaubert ihm ein Lächeln ins müde Gesicht. Jetzt ist Mendel endlich bereit, die Welt zu begrüßen. Weitere Vorstellungen im Esslinger Schauspielhaus sind am 7., 10., und 17. Dezember. (GEA)

»Rock am Ring« kehrt zurück

FRANKFURT. Das Musikfestival »Rock am Ring« (2. bis 4. Juni 2017) kehrt nach zwei Jahren an den Nürburgring zurück. Diese Entscheidung sei unausweichlich, teilten die Veranstalter, die Marek Lieberberg Konzertagentur sowie Live Nation, in Frankfurt mit. Der Flugplatz Mendig als Standort von 2015 und 2016

sei nicht mehr haltbar. Dort stellen die »ständig erweiterten Auflagen der Naturschutzbehörden im Hinblick auf Umwelt-, Arten- und Gewässerschutz« die Wirtschaftlichkeit infrage. Die rund 40 000 Karten, die bereits für die kommende Auflage verkauft wurden, behalten den Angaben zufolge ihre Gültigkeit. (dpa)

Sandig neuer Chef der Ludwigsburger Schlossfestspiele

LUDWIGSBURG. Der Regisseur und Produzent Jochen Sandig wechselt von Berlin nach Ludwigsburg und wird 2019 geschäftsführender Intendant der Schlossfestspiele. Wie der Aufsichtsrat entschied, tritt der 48-Jährige bei dem traditionsreichen Klassik-Festival die Nachfolge von Thomas Wörde-

hoff an, der seit 2010 als Intendant in Ludwigsburg tätig ist. Oberbürgermeister Werner Spec bezeichnete Sandig als einen »inspirierenden Intendanten der jungen Generation«.

Sandig ist in Esslingen aufgewachsen. In Berlin gründete er mit Künstlern aus Ost und West das Kunsthaus Tacheles und

gemeinsam mit der Choreografin Sasha Waltz eine internationale Tanzkompanie sowie ein freies Produktionshaus für Musik, Theater und Tanz. Mit »human requiem«, einer Inszenierung des »Deutschen Requiem« von Brahms, feierte Sandig 2012 sein Regiedebüt. Er ist mit Sasha Waltz verheiratet. (dpa)

Musiktheater – Armin Petras inszeniert an der Stuttgarter Staatsoper Offenbachs Operette »Orpheus in der Unterwelt«

Betriebsausflug in die Hölle

VON VERENA GROSSKREUTZ

STUTT GART. Wie André Jung als Hans Styx verliebt um Eurydike herumtänzelt, mit verdrehter, oft falscher Grammatik ein Höchstmaß an bezirzender Höflichkeit zusammenstammelt: Das ist lustig. Auch wie er in seinem Couplet »Als ich noch Prinz war in Arkadien« – mit sehr hohem Zylinder und langen grauen Haarsträhnen – dieses »Arka ... ha-ha-ha-ha-ha-ha ... dien« heiser und kurzatmig singend in die Länge zieht, bringt Lacher. Die Komik, die Jacques Offenbachs Operette »Orpheus in der Unterwelt« fordert, muss man eben können. Und André Jung ist ein brillanter Schauspieler, der improvisieren kann.

In Armin Petras' Inszenierung von Offenbachs »Opéra bouffe«, die jetzt an der Stuttgarter Staatsoper Premiere hatte, sind die gesprochenen Dialoge ansonsten die große Schwäche. Petras hat die Texte selbst bearbeitet, aber nicht wirklich lustig in Szene setzen können. Die Dialoge wirken oft steif, vieles bleibt Rampen- und Stehtheater. Petras weiß mit dem Opernchor, der für seine Spielfreude berühmt ist, nur wenig anzufangen.

Revolution per Video

Aber das ist nicht das Hauptproblem. Petras, der erst wenig fürs Musiktheater gearbeitet hat, besitzt viel zu viel Respekt vor der Oper. Ergo versucht er, »Orpheus in der Unterwelt« möglichst ernst zu nehmen. Beschäftigt sich mit der Zeit ihrer Uraufführung (1858, 2. Fassung 1874) und stellt sie ins Umfeld der revolutionären Pariser Kommune von 1871, der ersten Räterepublik. Das bekommt aber nur der mit, der das Petras-Interview im Programmheft gelesen hat.

Das Video, das dem Abend zur Ouvertüre zwecks Erklärung vorgeschaltet wird, bleibt für sich stehen: Eurydike, die in einer Nähfabrik arbeitet, aus der sie Musikprofessor Orpheus dann rettet. Auf ins bürgerliche Leben! Später werden noch einmal revolutionäre Szenarien per Video eingeblendet. Aber zum Rest der Inszenierung hat das keinen Bezug. Eurydikes proletarische Vergangenheit bleibt verborgen: Sie ist und bleibt eine aufgedrehte, vom Ehemann genervte bürgerliche Hausfrau, die die Ausflüge in die Ober- und Unterwelt dankend annimmt – um sich dort weiter zu langweilen.

Es gäbe viele Möglichkeiten, Offenbachs Travestie der antiken Orpheus-



Artistik in der Unterwelt: Der »Orpheus« im Stuttgarter Opernhaus.

FOTO: SIGMUND

Sage, diese Satire auf die Verhältnisse des zweiten französischen Kaiserreichs unter Napoleon III., auf die heutige Zeit umzumünzen. Gerade die Rolle der personifizierten öffentlichen Meinung (Stine Marie Fischer) böte viel Raum für eine Aktualisierung. Aber Petras traut sich nicht.

Futuristischer Club

Die zeitliche Verortung der Operette bleibt unbestimmt. Mal trägt die Personage Kleidung des 19. Jahrhunderts (Kostüme: Dinah Ehm). Auf Jupiters Olymp, einer Art futuristischer Club, hängen die oberen Fünftausend dann in heutigen Glitzerklamotten und mit bunt gefärbten Haaren herum. Soll wohl unsere Spaß- und Konsumgesellschaft aufs Korn neh-

men. Im Hintergrund sieht man Sternchen blinken und videoanimierte Götter auf Monden, Schwänen und Wolken sich räkeln, schaukeln und abstürzen. Nett illustriert! Derweil überm schickten Wasserbassin Planeten wie Weihnachtskugeln baumeln (Bühne: Susanne Schuboth). Witzig Yuko Kakuta als liebesmüder, puttenartiger Cupido-Amor. Den Chor als die schläfrige High Society lässt Petras unbeweglich. So langweilt man sich streckenweise genauso so wie die auf der Bühne, die sich mit Champagner volllaufen lassen und ob dieser einseitigen Ernährung irgendwann gegen Gott Jupiter rebellieren.

Aber auch dieser marseillaisebefeuerte Aufruhr ist einfalllos als Pulk inszeniert, wie auch die vielen Solonummern mit all den mitreißenden Songs Rampen-

theater bleiben – allen voran das Couplet »Wir kennen dich, Jupiterlein«, in dem sich die anderen Götter über den Oberboss lustig machen – als da wären Jupiter-Gattin Juno (Maria Theresa Ullrich), Liebesgöttin Venus (Esther Dierkes), Jägerin Diana (Catriona Smith) und Götterbote Merkur (Heinz Göhrig). Selbst Jupiter, den der voluminöse Bariton Michael Lebecke mit sehr viel Vibrato singt, kommt erst später, in der Unterwelt, in Bewegung, wenn er in Stubenfliegen-Outfit zur Menuettmusik herumhüpft.

Immerhin ist Tenor André Morsch als Pluto, Eurydikes Liebhaber und Entführer, auch stimmlich ein recht charismatischer Unterweltschef, und auch seine kuriose dreiköpfige Schar Scheintoter, die ihm stets auf den Fersen ist, macht Laune: Gefährten mit Zweispitzen auf dem Kopf, schwarzumrandeten Augen, angegamelten Uniformen.

Lebenslust und Lebensfrust

Ansonsten ist aber auch die Unterwelt – Ziel des »Betriebsausfluges« von oben – nicht besonders aufregend. Und was soll sie bloß darstellen? Dort in der Ecke werden Frauen sachte mit Peitschen gestreichelt, in der anderen sitzt eine Séance-Gruppe, hinten wird geboxt und ein Sarg gebaut: Eine Art Wuselbild in finsterner Maschinen-Halle, von dem einen erst der berühmte Cancan erlöst.

Und wäre da nicht diese mitreißende Musik von Offenbach, man wäre längst eingeschlafen. Aber die heizt dann doch immer wieder ein: die mal tirillierende und gurrende, mal tanzwütige und champagnerprickelnde Partitur setzt das Staatsorchester unter der Leitung Sylvain Cambreling transparent, leicht und fetzig um, auch wenn der Dirigent es nicht immer schafft, den Chor auf der Bühne ganz perfekt mit dem Orchester zusammenzubringen. Josefin Feiler als Eurydike wirkt zwar darstellerisch oft überdreht, zeigt dabei aber komisches Talent und Feingefühl für die Lebenslust und den Lebensfrust ihrer Rolle, und vor allem: Sie beeindruckt durch ihren schönen, höhensicheren, geschmeidig jubelnden Sopran.

Dass sie am Ende sogar sehr willig beim klebstoffschnüffelnden, langhaarigen Loser Bacchus (Max Simonischek) bleibt: Nun gut, das überzeugt so wenig wie der ganze Abend. Das Publikum jubelte trotzdem, für den Regisseur gab es ein paar Buhs. (GEA)

Konzert – Die Betzinger Sängerschaft glänzt mit Bachs Weihnachtsoratorium in der Mauritiuskirche

Immer wieder Neues

VON MARTIN BERNKLAU

REUTLINGEN-BETZINGEN. Bei Bachs Weihnachtsoratorium stellt sich die Frage jedes Jahr neu: Will man die Tradition pflegen, was Neues wagen, alles anders machen, ganz historisch sein, liturgisch korrekt? Niemand ist enttäuscht, wenn die ersten drei Kantaten konventionell in einem Konzert musiziert werden, mit »modernen« Instrumenten, Chor und Solisten, der ganzen interpretatorischen Erfahrungen, aber auch der vergänglichen Moden bewusst. Manchmal, wie beim bestens besuchten Konzert der Betzinger Sängerschaft in der heimischen Mauritiuskirche, ergibt sich Originelles schlicht aus den Bedingungen.

Dirigent Martin Künstler hatte alle Instrumentalstimmen konsequent nur einfach besetzt, ganz überwiegend mit seinen versierten Kollegen von der Württembergischen Philharmonie Reutlingen. Weil der große Chor, gewiss 70 erfahrene Stimmen stark, am Sonntagabend genau den Chorraum ausfüllte, Solisten und Instrumente aber davor platziert waren, ging das – mit ein bisschen gegenseitiger Acht-



Sängerinnen und Sänger der Betzinger Sängerschaft und Orchestermusiker der Württembergischen Philharmonie. FOTO: MAB

samkeit – akustisch, von der Klangbalance her, verblüffend gut.

Man kann das mit diesem Chor machen: die Stimmen in höchstem Tempo und mitreißender Energie, dabei durchaus differenziert und nie grob, so durch den triumphalen Eingangschor »Jauchzet, frohlocket!« zu jagen, dass es einem als Zuhörer schon Schauer den Rücken hinunter jagt, dass es einen schier aus den Sitzen hebt angesichts dieser begeisterten Kraft. Wow! Und mit dem einsetzen-

den Evangelisten Dávid Szigetvári folgt gleich die nächste neue Erfahrung. Jahrelang gab das Sprechen, oft mit scharfen Konsonanten überartikuliert bis zum fast Tonlosen hin, den Interpretationsstil der Partie vor. Mit dem jungen Ungarn scheint das Pendel wieder ein Stück weit zurückzuschlagen – vielleicht nicht ganz zum opernhafte Tenoralen, aber doch zum vollen, dichten Klang einer melodischen Linie hin.

Engelhafter Sopran

Weil aber tolerante Vielfalt gelten darf, setzte Mirjam Künstler mit ihrem schönen Mezzo in den Altarien die Sätze durch ungewohnt deutliche Zäsuren episodisch voneinander ab, gab Text und Sinn den Vorzug vor dem Schmeicheln weich und endlos fließender Melodien. Als ganz zarter, engelhafter und doch gut konturierter Sopran war Johanna Kapelari im späteren Duett (»Herr, dein Mitleid«) auf die einfühlende Rücksicht des baritonale hellen, warm statt wuchtig klingenden Bassisten Matthias Bein angewiesen – und wurde, wie die Zuhörer, nicht enttäuscht.

Die Instrumentalisten müssten einzeln genannt und differenziert gelobt werden – für die (fünf!) Streicher sei stellvertretend der schlanke, schlichte, modern vibratoarme Ton von Konzertmeister Timo de Leo hervorgehoben, die sensiblen, aber keineswegs kraftlosen Pauken und (drei) Trompeten, die Oboen und Englischhörner, Flöten und die so hellwache wie klagschön deklamierende Generalbassgruppe einschließlich Fagott und Orgelpositiv.

Weil Martin Künstler die Werkzeuge auch hierin freier fasste, endete die dritte Kantate nicht mit den letzten der (maßvoll, eher meditativ betrachteten) statt emotional dramatisch gestalteten Choräle, sondern mit der Wiederholung des kraftstrotzend wuchtigen Chors »Herrscher des Himmels«. Heimlich mochte sich mancher noch einmal das überwältigende »Jauchzet, frohlocket!« gewünscht haben. Und nach dem ersten langen Beifall dürfte das begeisterte Publikum aber auch noch einstimmen in den Choral »Ich stehe an deiner Krippen hier« aus der sechsten Kantate von Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium. (GEA)